

Günter Grass: Katz und Maus

Günter Grass vorzustellen, unseren deutschen Nobelpreisträger und international höchst renommierten Autor, ist auch drei Jahre nach seinem Tod nicht nötig. Durch die regelmäßig produzierten erzählerischen Werke blieb er stets präsent, mehr noch vielleicht durch seine Auftritte als politischer Mensch, die oft für Aufsehen, teilweise sogar zu Skandalen führten und vielleicht in ihrer Dezidiertheit mehr Einfluss auf die Rezeption seiner literarischen Werke hatten als angemessen war. Sein Bild mit schwarzem Zottelhaar, Schnauzbart und Pfeife war eine Ikone. (Zur Entstehungszeit unserer Novelle sah er allerdings noch etwas anders aus, siehe das Bild auf dem Handout.) Hier soll auf seine Vita nur gezielt im Hinblick auf „Katz und Maus“ eingegangen werden.

Grass wurde 1927 in Danzig-Langfuhr geboren und wuchs nicht weit von der Westerzeile und der Osterzeile auf, in der er die beiden Helden der Novelle, Mahlke und Pilenz, wohnen lässt. Das Stadtviertel ist der Schauplatz seiner Jugend, den er in späteren Jahren oft genug (von den Polen übrigens hoch geehrt) besucht hat. Sein Vater war Lebensmittelhändler, das familiäre Milieu war das kleinbürgerliche, das in der Erzählung vorherrscht. Die Mutter war kaschubischer Abstammung, also katholisch, und so wurden auch die Kinder katholisch getauft. (Grass trat erst 1974 aus der Kirche aus, seine Schwester ist bis heute entschiedene Katholikin.) Grass war als Junge Messdiener und kannte die Minderheitssituation der Katholiken in der protestantischen Stadt Danzig, die auch eine wichtige Gemeinsamkeit von Mahlke und Pilenz ist. Alle drei besuchten, aufstiegsorientiert, das Traditionsgymnasium der Stadt, das Conratinum, das in der Novelle eine so große Rolle spielt. Grass wurde allerdings (in früherem Alter noch als Mahlke) von der Schule verwiesen (wie übrigens auch von der Oberschule, die er danach besuchte). Wie seine Figuren wurde Grass Hitlerjunge, dann wie Pilenz Luftwaffenhelper, und leistete danach wie die beiden den Reichsarbeitsdienst auf der „Tucheler Heide“ ab. Wie sie meldete er sich freiwillig zur Wehrmacht (das war 1942, mit 15 Jahren) und kam wie Mahlke zu einer Panzer-Division, die im Osten eingesetzt wurde (1944).

Grass hat betont, er habe in der Danziger Trilogie nach seiner Erinnerung nichts Autobiographisches gestaltet. Das bedeutet, dass er keine „Passagen aus (s)einem Leben“ dargestellt hat. Die Örtlichkeiten, das Milieu, die Zeitumstände hingegen, die wir in der Novelle vorfinden, stimmen so genau mit den von Grass erlebten überein, wie das nur möglich ist.

Dass es sich bei der Panzereinheit, zu der der Siebzehnjährige einberufen wurde (eigentlich wollte er zur U-Boot-Waffe), um eine SS-Division handelte, wurde 2006 im Vorfeld der Veröffentlichung von Grass' Autobiographie „Beim Häuten der Zwiebel“ öffentlich bekannt und löste eine gewaltige Kontroverse aus – die Tatsache als solche und noch mehr das späte Bekenntnis wurden der „selbsternannten moralischen Instanz“ Grass schwer angekreidet. Die SS kommt (typischerweise, wie wir sehen wer-

den) in der Novelle nicht vor, aber der Vorgang zeigt (wie auch die ganze Schilderung der Jugendzeit in der Autobiographie), dass Günter Grass, die Inkarnation des antifaschistischen Linksintellektuellen, während der NS-Herrschaft zumindest keinerlei Distanz zum Regime erkennen ließ, geschweige denn irgend eine Art von Widerstand geleistet hat.

Erst durch persönliche Kontakte im Kriegsgefangenenlager begann die politische Umorientierung, ja, kam es überhaupt zu einem politischen Bewusstsein. Nach der Entlassung wandte er sich der bildenden Kunst zu (er arbeitete ja sein Leben lang auch als Bildhauer und Graphiker), wurde aber auch, während er im Caritas-Heim von Düsseldorf wohnte, von einem gebildeten Franziskaner-Pater in die moderne Literatur eingeführt (und diskutierte mit ihm über Christentum und Existenzialismus). Auch diese Konstellation findet sich im Buch wieder.

Grass begann nun auch zu schreiben. Nach der Veröffentlichung von Lyrik, Kurzprosa und Theaterstücken kam dann 1959 der große Durchbruch mit dem Roman „Die Blechtrommel“, bis heute sicherlich das meistgenannte Werk von Grass. Grass wollte einen weiteren Roman aus dem Danziger Kosmos mit teilweise demselben Personal folgen lassen, gab den Plan aber nach 300 geschriebenen Seiten auf. Stattdessen nahm er einen Einzelstrang aus dem epischen Gewebe heraus und veröffentlichte 1961 den schmalen Band „Katz und Maus“ mit der Gattungsangabe „Eine Novelle“. Ganz am Rande taucht auch hier zweimal ein trommelnder Knirps auf, die Lebensmittelhandlung Matzerath wird erwähnt, die Stäuber-Bande mit ihrem Anführer Störtebecker spielt immerhin eine kleine Rolle. Danach allerdings, 1963, kam eine breit epische Weiterführung des Komplexes, der Roman „Hundejahre“ mit über 700 Seiten, heraus, mit dem Grass schon während der Arbeit an „Katz und Maus“ umging. Betont sei: Die durch Schauplätze und Personal verknüpfte Danziger Trilogie besteht also nicht aus drei gleichartigen Werken.

Hören wir, wie unser Werk, die „Novelle“, beginnt:

Text 1: S.5/6

... und einmal, als Mahlke schon schwimmen konnte, lagen wir neben dem Schlagballfeld im Gras. Ich hätte zum Zahnarzt gehen sollen, aber sie ließen mich nicht, weil ich als Tickspieler schwer zu ersetzen war. Mein Zahn lärmte. Eine Katze strich diagonal durch die Wiese und wurde nicht beworfen. [...] Über den Himmel kroch langsam und laut ein dreimotoriges Flugzeug, konnte aber meinen Zahn nicht übertönen. Die schwarze Katze des Platzverwalters zeigte hinter Grashalmen ein weißes Lätzchen. Mahlke schlief. Das Krematorium zwischen den Vereinigten Friedhöfen und der Technischen Hochschule arbeitete bei Ostwind. Studienrat Mallenbrandt pfiff: Wechsel Fangball Übertreten. Die Katze übte. Mahlke schlief oder sah so aus. Neben ihm hatte ich Zahnschmerzen. Die Katze kam übend näher. Mahlkes Adamsapfel fiel auf,

weil er groß war, immer in Bewegung und einen Schatten warf. Des Platzverwalters schwarze Katze spannt sich zwischen mir und Mahlke zum Sprung. Wir bildeten ein Dreieck. Mein Zahn schwieg, trat nicht mehr auf der Stelle: denn Mahlkes Adamsapfel wurde der Katze zur Maus. So jung war die Katze, so beweglich Mahlkes Artikel – jedenfalls sprang sie Mahlke an die Gurgel; oder einer von uns griff die Katze und setzte sie Mahlke an den Hals; oder ich, mit wie ohne Zahnschmerz, packte die Katze, zeigte ihr Mahlkes Maus: und Joachim Mahlke schrie, trug aber nur unbedeutende Kratzer davon.

Ich aber, der ich Deine Maus einer und allen Katzen in den Blick brachte, muß nun schreiben. Selbst wären wir beide erfunden, ich müßte dennoch. Der uns erfand, von berufswegen, zwingt mich, wieder und wieder Deinen Adamsapfel in die Hand zu nehmen, ihn an jeden Ort zu führen, der ihn siegen oder verlieren sah; [...]

Ein Beginn wie in einer Kurzgeschichte: Der Text springt ohne Exposition (die Personenbezeichnungen „Mahlke“ und „wir“ werden ohne Erklärung einfach hingeworfen) in eine Szene hinein. Die ersten Worte „... und einmal“ sind eine Formel, die ein Handlungskontinuum voraussetzt – später, wenn die Handlung angelaufen ist, wird sie noch viermal benutzt, um etwas wichtiges Neues zu präsentieren. Das Wichtige hier am Anfang lässt dann allerdings auf sich warten, unverbundene Sätze wollen Spannung erzeugen, bis dann ein Vorgang erfolgt, dessen genauer Ablauf gar nicht sicher ist und der reichlich harmlos wirkt („unbedeutende Kratzer“). Von einem Dreieck ist die Rede: ein „Mahlke“, ganz offensichtlich die Hauptperson, die einen übermäßig großen Adamsapfel aufweist, ein „ich“ und die Katze, die, auf welche Weise auch immer, an Mahlkes zuckenden Adamsapfel, gleichsam eine Maus, gelangt. Diese „Maus“ Mahlkes wird am Ende des Textausschnitts „alle[n] Katzen“, die sie später in den Blick bekommen, gegenübergestellt – die Katze steht also repräsentativ für alle Personen, die später auf Mahlkes ungewöhnlichen Adamsapfel reagieren. Diesen Adamsapfel wird man „siegen oder verlieren“ sehen – damit haben wir die Grundstruktur der Erzählung: die Auseinandersetzung des von der „Maus“ verunstalteten Mahlke mit der von diesem Anblick befremdeten Umwelt.

Die mit „ich“ bezeichnete Person ist zunächst ein Teil der Szene, zugleich aber der Chronist der Ereignisse, sie „muss nun schreiben“. (Dass sie selber nur fiktiv, ein Geschöpf des Autors ist, macht sie sich in einem ironischen – romantischen oder postmodernen – Schlenker bewusst.) Ein Zeitsprung („Ich aber [...] muss nun schreiben“) führt von der erzählten, erinnerten Szene in die Gegenwart des sich Erinnernden – wie wir später erschließen können, vom Jahr 1940 in Danzig etwa ins Jahr 1960 in Düsseldorf, wo sich der Schreibende nicht gerade im Caritas-Heim, aber im Kolpinghaus, aufhält (als Sekretär des katholischen Gesellenvereins, obwohl es mit dem Glauben bei ihm nicht mehr so weit her ist). Er „muss“ schreiben – die damaligen Ereignisse belasten ihn schwer, und ein kluger Pater Alban, mit dem er oft über Litera-

tur und Glauben diskutiert, hat ihm, der schon Kurzprosa verfasst hat, zugeredet, sich durch eine Niederschrift des Geschehenen zu erleichtern. Also keinen distanzierten Chronisten haben wir zu gewärtigen, sondern einen emotional Beteiligten; das zeigt auch, dass er am Anfang des zweiten Absatzes (und später immer und immer wieder) plötzlich in die zweite Person übergeht: „Deine Maus“, ruft er Mahlke zu. Diese innere Verstrickung zeigt sich auch daran, dass er für den präsentierten Vorgang drei Versionen liefert. Hat die Katze von selbst den Schatten werfenden Kehlkopf für ein Beutetier gehalten, wie es die vorhergehende Passage mit der allmählichen Annäherung ja erwarten lässt? Oder hat „einer von uns“, von den wenig differenzierten Klassenkameraden, sie Mahlke an den Hals gesetzt? Oder war es der Erzähler selbst? Mehrmals erinnern später Augenzeugen an diese einprägsame Szene, und am Ende kann sich der Leser sicher sein: Der Schreibende selbst war's. Es fällt ihm nur nicht leicht, das sich und dem Leser zuzugestehen, daher die drei Versionen. Warum scheut er sich so davor? Mit diesem unscheinbaren Vorgang hat die Schuld begonnen, die ihm immer noch zu schaffen macht – er hat damals am Sportplatz Mahlkes Abnormität deutlich in den Blick der Umwelt gebracht und so die Kämpfe ausgelöst, in denen Mahlke siegte und (am Ende) verlor.

Man möchte auch gerne wissen, wie dieser Schriftsteller aus schlechtem Gewissen heißt, aber damit muss man bis zur Seite 79 (TB) warten. Pilenz ist sein Nachname, der Vorname tue „nichts zur Sache“. (Aus den „Hundejahren“, wo Pilenz eine Nebenrolle hat, erfahren wir: Heini heißt er.) Wir hören auch sonst erstaunlich wenig von ihm und das wenige nur im Zusammenhang mit Mahlke; dass z.B. sein älterer Bruder gefallen ist, kommt nur zur Sprache, weil Mahlke gerne Kerzen für die Jungfrau Maria aufstellen würde und die Angehörigen von Gefallenen leichter an Bezugsscheine für Kerzen kommen, Pilenz also Mahlke aushelfen kann. Diese Konzentration auf Mahlke wird mehrfach ausdrücklich formuliert. Nach der Beschreibung von Mahlkes Zuhause z.B. heißt es: „Ich wohnte nicht weit weg [...]; doch soll nicht von mir die Rede sein, sondern von Mahlke oder von Mahlke und mir, aber immer im Hinblick auf Mahlke“. Über den Luftwaffenhelper-Dienst gäbe es viel zu erzählen, stellt Pilenz fest, ruft sich jedoch gleich zur Ordnung: „aber es soll ja nicht meine Geschichte [...] abgespult werden – vielmehr darf hier nur von Dir die Rede sein; und Joachim Mahlke wurde nie Luftwaffenhelper.“ Ein letztes Beispiel: Über einen Lehrer des Gymnasiums wird angedeutet, dass er ins KZ Stutthof gebracht worden sei – „eine dunkle verzweigte Geschichte, die an anderer Stelle, doch nicht von mir, und auf keinen Fall im Zusammenhang mit Mahlke, niedergeschrieben werden soll.“ (Die „andere Stelle“ ist der Roman „Hundejahre“.) Hier soll nicht die germanistische Fachdebatte über die Be rechtigung der Gattungsbezeichnung „Novelle“ ausgebreitet werden (Benno v. Wiese und Reich-Ranicki halten sie für gänzlich unangebracht), aber für wichtig halte ich: „Katz und Maus“ ist keine epische, breit ausgreifende, Episoden und Exkurse bietende Erzählung wie die beiden Romane der Danziger Trilogie, sondern ein Werk von

strenger Beschränkung auf einen bestimmten Erzählstrang, ein eher dramatisch als episch anmutendes Werk. Grass, der diesen Gattungsunterschied selbst betont hat, kann auch das.

„... und einmal, als Mahlke schon schwimmen konnte“, beginnt der Text. Was hat es mit dieser Zeitbestimmung auf sich? Joachim Mahlke, 1925 geboren, wuchs nach dem Tod seines Vaters bei Mutter und Tante auf, wurde wegen angeblicher Kränklichkeit verspätet eingeschult (war also ein Jahr älter als die Klassenkameraden), konnte nicht radfahren und nicht schwimmen und war vom Sportunterricht befreit. Er war zunächst so unauffällig, dass Pilenz sich nicht mehr erinnern kann, ob er damals sein Nebensitzer war oder nicht. Mit 14 endlich lernt er schwimmen, stilistisch indiskutabel (wie er auch auf dem endlich gemeisterten Fahrrad einen grotesken Anblick bietet), aber er schafft es jetzt in ganz kurzer Zeit. Auslöser für diese plötzliche Kraftanstrengung ist, dass die Kameraden vor der Küste das Wrack eines polnischen Minensuchboots aus den Kämpfen von 39 entdeckt haben, das zum Teil aus dem Wasser ragt und wo sie ihre eigenen Herren sind und wagemutiger Tauchgänge absolvieren. Als Mahlke zum ersten Mal mit hinausschwimmen darf, hängt er bereits, mit größtem Einsatz schwimmend, alle anderen ab. Und danach fällt zum ersten Mal der bezeichnende Satz: „Und dann zeigte Mahlke es uns.“ Er taucht mehrmals ins Innere des Schiffs (Tauchen hat er auch trainiert) und holt tolle Gegenstände herauf, die er unten abgeschraubt hat, z.B. einen Feuerlöscher, den er aufs Meer hinaus entlädt. (Es ist nicht das letzte Mal, dass er Schaum auf die Wellen spritzt.) Unglaublich ist das Leistungsvermögen des bisherigen Schwächlings beim Tauchen, erschreckend allerdings auch sein Schüttelfrost nach den Tauchgängen. Das zeigt: Zielfixierte Willenskraft ist es, nicht Begabung, die den Pubertierenden jetzt in die Lage versetzt, eigenes Profil und den Respekt der Umwelt zu gewinnen.

Aber das Ziel, um das es ihm geht, ist ja ein spezielleres. Den Schraubenzieher, mit dem er unter Wasser seine Beutestücke ablöst, hat er an einer Schnur um den Hals hergebracht; der Effekt ist, dass dieses Werkzeug den „fatalen Knorpel“ an seinem Hals, der in letzter Zeit zum Blickfang herangewachsen ist, verdeckt, zum Teil zumindest. Damit kommt zum ersten Mal eine Kombination zustande, die sich in zahlreichen Variationen wiederholen wird: Ein Objekt in der Halsgegend zieht optisch die Aufmerksamkeit von dem abnormen Adamsapfel ab, und eine außergewöhnliche Leistung stopft möglichen Spöttern das Maul. Hier auf dem Kahn folgen als Eyecatcher am Hals ein aus der Tiefe geborgener, vielbewunderter englischer Stahlschraubenzieher, Medaillons mit polnischen Kriegshelden, insbesondere eines mit der Heiligen Maria von Tschenstochau, sowie ein Büchsenöffner, den Mahlke mit einigen Konserven aus der Kombüse heraufholt. (Nicht der letzte Büchsenöffner, der auf dem Wrack eine Rolle spielt.) Später an Land greift Mahlke zu einer Riesen-Sicherheitsnadel, mit der er am Hals den Mantel schließt, zu farbigen Wollpuscheln, die sich als Modegag so erfolgreich verbreiten, dass der Erfinder sie selber bald nicht

mehr tragen will, und schließlich zu einem Superlativ von Auffälligkeit-am-Hals und Leistungserweis ...

Auch im Turnen bricht Mahlke jetzt Rekorde (bei miserabler Haltung, versteht sich), auch hier bringt der Beifall seine zuckende Maus an der Kehle für ein Weilchen zur Ruhe. Aber er wird keineswegs von generellem Ehrgeiz gepackt; in der Schule bringt er ohne Mühe gute Leistungen, ist aber durchaus kein Streber oder Angeber, lässt jeden abschreiben, wirkt hier gar nicht verkrampft, sondern locker und souverän.

Dass er als Jungvolkführer hinausgeworfen wird, weil er am Sonntagvormittag zur Messe statt zum Dienst will, macht ihm gar nichts aus – er taucht bei der lascheren HJ unter und macht da unauffällig mit. Nur bei sportlichen Leistungen kann er sich nicht genug tun, das alte Bild der schwächlich-farblosen Null vergessen zu machen.

Auch abgesehen vom Riesenknorpel ist er keine Schönheit, wobei es Pilenz schwer fällt, Einzelheiten wie etwa die Augenfarbe namhaft zu machen, der Adamsapfel ist zu beherrschend. Immerhin, die abstehenden Ohren bleiben auch im Gedächtnis und machen die Sache nicht besser. Und Mahlke tut auch gar nichts dafür, gefälliger zu wirken, im Gegenteil: Er formt seine dünnen Haare mittels Zuckerwasser zu einer vom Mittelscheitel links und rechts abstehenden „Erlöserfrisur“, die zu seiner „wie von innerem Zahnschmerz durchtobten Erlösermiene“ passt. Da er nun einmal vom Normalen abweicht, stilisiert er sich zu einem besonderen Typ.

Der Wunsch, „von seinem Adamsapfel abzulenken“, ist also das zentrale Motiv für Mahlkes Leistungen und Schrulligkeiten. Aber es gibt noch weitere „Hilfsmotoren“, und einer macht zeitweise beinahe dem zuckenden Knorpel den Rang streitig. Wir haben schon von der Marienmedaille gehört, die Mahlke um den Hals trug, vom Messbesuch, der Mahlke wichtiger war als die Jungvolk-Pflichten, und von den Kerzen, die er vor der Marienstatue aufstellte: Mahlke, wie Pilenz Angehöriger der kleinen katholischen Minderheit, ist in höchst ungewöhnlicher Weise auf die Jungfrau Maria fixiert.

Text 2: S.16, S.90 Ausschnitt

Er kniete, vom Altar aus gesehen, in der zweiten Bank der linken Bankreihe und zielte sein Gebet mit offenen, glaube, hellgrauen, zumeist vom Tauchen und Schwimmen entzündeten Augen in Richtung Jungfrau, Marienaltar.

In einer späteren Phase:

[...] den Rückweg von der Kommunionbank zu seinem Platz in der zweiten Bankreihe [...] dehnte er aus, unterbrach ihn, indem er zuerst mit langsam stelzendem Schritt die Mitte des Marienaltars suchte, dann auf beide Knie fiel [...]. Die gefalteten Hände streckte er über Augenhöhe, Scheitelhöhe, noch höher und schon begehrlich gegen jene überlebensgroße Gipsfigur, die ohne Kind, als Jungfrau der Jungfrauen, auf versilberter Mondsichel stand, einen preußischblauen sternenbesetzten Mantel von den Schultern zu den Knöcheln

fallen ließ, langfingrige Hände vor flacher Brust faltete und mit eingesetzten, leicht vortretenden Glasäugen gegen die Decke der ehemaligen Turnhalle blickte.

Diese Marienverehrung, die sich im Verlauf der Handlung steigert, wird sogar dem braven Gemeindepfarrer Gusewski unheimlich, er gesteht dem Messdiener Pilenz seine Sorge: „Mahlkes Marienkult grenze [...] an heidnischen Götzendienst.“ Mahlke geniert sich seiner Verehrung auch in der protestantischen bis indifferenten Umgebung nicht, die sich über das dauernde Beten des sonst so nüchternen Kerls wundert: Er kennt sämtliche Marienlieder auswendig und pfeift sie selbst auf dem Minensuchboot, betet nach einer besonderen Leistung sogar alle zehn Strophen seiner Lieblingssequenz „Stabat Mater“ herunter. Pilenz, der davon ausgeht, dass Mahlke keine seiner Großtaten ohne Publikum vollbringt, ist überzeugt: Wenn einmal niemand bei ihm war, hatte er doch „die Jungfrau Maria hinter oder vor sich, und sie [...] war begeistert von ihm“. Geradezu grotesk ist Mahlkes Äußerung am Ende des Buches: „Natürlich glaube ich nicht an Gott. Der übliche Schwindel, das Volk zu verdummen.“ (So weit geht Pilenz, der trotz Messdienernschaft selber mehr oder weniger zum Agnostiker geworden ist, mit. Aber dann:) „Die einzige, an die ich glaube, ist die Jungfrau Maria. Deshalb werde ich auch nicht heiraten.“

Diese paradox-hypertrophe Verehrung ist nicht leicht zu fassen. In ihrer bizarren Zuspitzung zeugt sie sicherlich von Grass' Freude am Grotesken. Aber „Katz und Maus“ ist ja durchweg realistisch, d.h. es gibt keine surrealen Elemente wie in der „Blech-trommel“, wo ein Kind Glas zersingen kann und mit drei Jahren beschließt, nicht mehr zu wachsen. Wir müssen also Mahlkes Marien-Spleen als psychologische Besonderheit ernstnehmen. Grass selber hat dazu erklärt, auch bei ihm habe, als sein Gottesglauben in der Jugend geschwunden sei, die Bindung an das „sinnliche [...] Moment“ der Marienverehrung noch eine Weile weiter bestanden; „gläubig oder als Onaniervorlage“ habe man als Junge ein Verhältnis zu Maria unterhalten. Etwas Sinnliches abseits von rationalen Überzeugungen bestimmt offensichtlich auch Mahlkes verzücktes Verhältnis zur Jungfrau Maria (nicht zur Mutter Maria), genauer: etwas Sexuelles – man denke an die „begehrlichen“ Blicke auf den Bauch der weiblichen Figur und an die Folgerung, wegen seines Verhältnisses zur Jungfrau komme für ihn keine Heirat in Frage. Und der selbstbewusste Außenseiter Mahlke schert sich nicht um die Wirkung auf andere, wenn er seinen Sexualkomplex ganz offen mithilfe der katholischen Vorstellungswelt zelebriert.

In der Tat macht sich der junge Mahlke nichts aus Mädchen, guckt sie an „wie ein Fisch“, sodass Pilenz kurz erwägt, ob er „verkehrt herum“ sei, was allerdings rasch verworfen wird. Die geringe Empfänglichkeit für weibliche Reize zeigt sich (zunächst) besonders gegenüber Tulla Prokriefke, dem einzigen Mädchen, das in dem Jungs-Klüngel eine wesentliche Rolle spielt und mit auf den Kahn schwimmen darf. Tulla ist

ein Wesen aus „Haut, Knochen und Neugierde“, ein „Spirkel mit Strichbeinen“, beim Baden trägt sie einen mausgrauen, verfilzten Woll-Badeanzug. Und trotzdem macht sie alle verrückt, sitzt allen „als Splitter im Fleisch“, „verseucht“ sie geradezu. (Später lässt sie, erste Rundungen aufweisend, auch ziemlich jeden ran, wie es heißt, ausgenommen den Loser Pilenz, der sich vergeblich um eine sexuelle Initiation bei ihr bemüht.) Sie liegt so leicht im Wasser, dass sie Schwimmhäute zu besitzen scheint. Besonders wild ist sie darauf, einen der Toten, die sie im Innern des Kahns vermutet, zu Gesicht zu bekommen, vergeblich allerdings. Auch dass sie penetrant nach dem Knochenleim aus der Tischlerwerkstatt ihres Vaters stinkt, scheint eine Beziehung zum Tod zu bestätigen. Was ist das für eine merkwürdige Gestalt? Sie lässt sich literarisch als groteskes Exemplar aus der Gattung der männermordenden Wassernixen sehen, was allerdings erst in den „Hundejahren“, wo sie ebenfalls vorkommt, explizit ausgeführt wird. In „Katz und Maus“ bleibt es bei einem atmosphärischen Hintergrund von Sexualität und tödlichem Verhängnis.

Tulla ist die Auslöserin der „Olympiade“, der berüchtigten Szene, die weitgehend für die Verbotsanträge der 60er Jahre verantwortlich war. (40 Jahre später hatte sie den Ruch der Jugendgefährdung verloren; 2002 war „Katz und Maus“ Grundkurs-Abitursthema in Baden-Württemberg, ohne dass das Aufregung verursacht hätte.) Auf dem Wrack pflegen die Jungen nach dem Tauchen ohne Badehose herumzuliegen und dabei schon mal zu masturbieren. Tulla findet das schrecklich interessant, fordert ständig zu einem Da-capo auf und provoziert schließlich Mahlke, der sich an diesen Kindereien nie beteiligt, mit dem „richtigen, anstachelnden Wörtchen“: „[...] kannst du das nicht? [...] Darfst du nicht?“ Mahlke gibt ihr gelassen eine Ohrfeige und bringt sie erstmal zum Schweigen. Und dann zeigt es Mahlke wieder einmal allen: Sowohl was die Größe seines Apparats angeht als auch in Menge und Frequenz der Produktion (es schäumt wieder auf dem Meer) gehört er zu einer gänzlich anderen Liga als der Rest der Mannschaft. Und siehe da: Der Anblick des enormen Genitals hebt den des Adamsapfels irgendwie auf, es entsteht eine „bizarre, dennoch ausgewogene Harmonie“. Wieder also die Verbindung: optischer Ausgleich für den Halsknorpel und überragende Leistung. Wiederholt hat Mahlke diese Darbietung nie, und er lässt die folgenden Avancen Tullas gleichmäßig abprallen.

Während diese Demonstration von Mahlkes Überlegenheit Episode in einer Reihe von ähnlichen Demonstrationen bleibt, gibt es im folgenden Winter (1941/42) ein Ereignis, das bedeutsame Folgen für Mahlke hat. Ein ehemaliger Schüler des Conradiums, der als Jagflieger aufgrund der großen Zahl der Abschüsse das Ritterkreuz verliehen bekommen hat, kommt im Fronturlaub an sein altes Gymnasium zurück und hält in der ehrwürdigen Aula einen Vortrag vor der versammelten Lehrer- und Schülerschaft.

Text 3: S.48/49

„.... nun müßt ihr nicht denken, das läuft wie ne Karnickeljagd, mit drauf und los und hastenichjesehn. Oft wochenlang nichts. Aber als wir an den Kanal – dachte ich, wenn hier nicht, dann nirgends. Und es klappte. Gleich beim ersten Einsatz kam uns ein Verband mit Jagdschutz vor die Nase, und das Karussell, sag ich, mal über mal unter den Wolken, war perfekt: Kurvenflug. Ich versuche mich höherzuschrauben, unter mir kreiseln drei Spitfire, schirmen sich ab, denke, wär doch gelacht, wenn nicht, stoße steil von oben, hab ihn drinnen, und da zeigt er schon Spuren, kann noch gerade meine Mühle auf die linke Tragflächen spitze, als ich auch schon eine zweite im Gegenkurs kommende Spitfire im Visierkreis, halte auf Propellernabe, er oder ich; na, wie ihr seht, er mußte in den Bach, und ich dachte mir, wenn du schon zwei hast, versuch es doch mal mit dem dritten und so weiter, wenn nur der Sprit reicht.

Und so geht es noch mehrere Seiten weiter. Grass hat nach eigenem Bekunden dutzendweise Landserhefte gelesen, um den Jargon so echt darbieten bzw. durch seine Technik der abgebrochenen Sätze persiflieren zu können.

Ein sympathischer, jungenhafter Typ also, humorvoll und bescheiden, munter und anekdotenfreudig, vergegenwärtigt den Luftkrieg als ein sportliches Abenteuer und virtuose Kunstübung, leider mit ein wenig Risiko behaftet. (Offenbar eine bei den Jagdfliegern in der Tat übliche Sicht.) Die Schüler, die sich für die technische Seite des Kriegs brennend interessieren und über Vorstöße und Siege bestens informiert sind, toben vor Begeisterung. Nur Mahlke röhrt keine Hand. Er hat schon am Anfang des Vortrags knallrote Ohren bekommen und die Wollpuscheln, die er damals am Hals trug, abgerissen und unter die Bank geworfen. Mahlke weiß jetzt, was als Einziges dazu taugt, seine Maus als optischer Blickfang und als Ausweis der Besonderheit zu kompensieren: der Orden der Asse unter den Soldaten. Nach der Veranstaltung ist er in Schweiß gebadet, was sonst nicht einmal nach Hochleistungen am Reck vorkommt, und ächzt: „Jetzt müssen sie schon Vierzig herunterholen, wenn sie das Ding haben wollen.“ Er will das Ding – und sieht gewaltige Anstrengungen auf sich zukommen. Bei dieser Gelegenheit erkennen wir auch, dass es einen weiteren „Hilfsmotor“ im Motivationsapparat Mahlkes gibt, den Pilenz/Grass auch ausdrücklich als solchen ausweist: das Traditionsgymnasium, auf das es der Lokomotivführersohn Mahlke geschafft hat. Schon vorher meint Pilenz, Mahlke habe gegenüber dem alten Kasten mit seinen Schülermützen und seinem „oftberufenen Schulseist“ Erwartungen gehabt, die dieser kaum hätte begleichen können. Jetzt hat Mahlke ein Ziel, das Erfüllung verheißt: Er will nicht nur den Orden erwerben, er will in der Aula als Stolz des Gymnasiums auftreten.

So erklärt es sich, dass er nach Sommerbeginn kaum noch Interesse am Schiffswrack hat; wenn er überhaupt mitschwimmt, dann ohne Schraubenzieher – Feuerlöscher oder Grammophone heraufholen erscheint jetzt nicht mehr der Mühe wert. Aber

dann kommt es doch noch zu einer Herausforderung und zu einer Errungenschaft. Ein mitgekommener Untertertianer kommt nach dem Tauchen nicht mehr hoch – Mahlke muss runter und den Jungen aus dem Schiffsbauch retten. Der wird dann in zweistündiger Arbeit wiederbelebt – beileibe nicht durch Mahlke selbst, er lässt andere nach seinen Anweisungen schuften. Und ab jetzt taucht er wieder wie ein Wilder. Bei einem dieser geheimnisvollen Tauchgänge kommt er nicht mehr nach oben; die andern sind völlig unter Schock und überlegen schon, wie sie einen Kranz beschaffen können und was für Beerdigungslieder sie auf dem Kahn singen müssen, da hört man lautes Lachen aus dem Innern. Es stellt sich heraus: Mahlke hat bei der Rettungsaktion den Zugang zur Funkerkabine des Schiffs entdeckt, die über dem Wasserspiegel liegt. Sie erklärt er jetzt zu seinem Reich – kein anderer schafft es dorthin – und richtet sie ein: mit wasserdicht transportierten Büchern, dem Grammophon, das aus dem Schiff stammt, und einem Druck der Sixtinischen Madonna, der bisher die Zierde seines Zimmers zu Hause war. In dieser Bude könnte man sich „verkrümeln, wenn's mal brenzlich wird“.

Die Bewunderung für Mahlke, der schon bisher eine „Legende“ war und das ständige Thema der Gespräche, steigert sich durch diese selbstgeschaffene Residenz noch weiter. Allerdings ist sie nicht ungemischt: Zwischendurch findet man den komischen Kerl auch widerlich, fühlt sich von ihm allzu sehr gegängelt. Insbesondere Pilenz schwankt zwischen Begeisterung und Unbehagen. Der überlegene, hochfahrende Kamerad („Freund“ kann er ihn bei der Einseitigkeit der Beziehung nicht recht nennen) macht ihn zum kleinen Buben, und Pilenz schämt sich manchmal, mit dem Kauz gesehen zu werden, macht in seiner Abwesenheit Witze über ihn. Aber dennoch läuft er ihm hinterher, hätte alles für ihn getan, wenn er nur etwas von ihm gewollt hätte, ahmt ihn nach (er trägt zeitweise einen Schraubenschlüssel um den Hals, allerdings nur daheim) und fühlt „sahnebonbonsüßen Stolz“ über die Leistungen des Unerreichbaren.

Nun nähert sich der Hochpunkt der dramatischen Linie, mit dem bekanntlich die Peripetie einhergeht (der Wendepunkt: von nun an geht's der Katastrophe entgegen), und zwar durch einen zweiten Ritterkreuzträger aus dem Conradinum. Im Unterschied zum ersten ist er nicht Flieger, sondern U-Boot-Kommandant (Kaleu), und nicht eine lausbübische Frohnatur, sondern ein tiefesinnig-ernsthafter Mann, ehemaliger Theologe und Germanist. Erneut aber eine vollgepackte Aula, erneut erhebende Worte des Schulleiters.

Text 4: S.64

Klohse sprach von allen, die draußen stehn, von allen zu Lande, zu Wasser und in der Luft, sprach lange und mit wenig Gefälle von sich und den Studenten bei Langemarck, und auf der Insel Ösel fiel Walter Flex, Zitat: Reifwerden-reinbleiben: Mannestugend. Sogleich Fichte und Arndt, Zitat: Vondirunddei-

nemtunallein. Erinnerung an einen vorbildlichen Schulaufsatz, den der Kapitänleutnant als Obersekundaner über Arndt und Fichte geschrieben hatte: „Einer von uns, aus unserer Mitte, aus dem Geist unseres Gymnasiums hervorgegangen, und in diesem Sinne wollen wir ...“

Wir sehen, dass der Repräsentant des Gymnasiums Inhalte der gymnasialen Bildung zitiert (beim ersten RK-Träger waren noch Schiller und die Thermopylen dabei), ja, den „Geist unseres Gymnasiums“ beschwört, um zur Bejahung des Kriegs aufzurufen und die Teilnahme als ethische Pflicht darzustellen. Dann zeigt auch der Kaleu, dass er seine Romantiker kennt, indem er sich in gefühlsintensiven Naturschilderungen ergeht („Meeresleuchten auf dem Mittelmeer“) und hochpoetische Metaphern produziert, bis er dann doch zu technisch orientierten Kampfbeschreibungen kommt, die ihm wenigstens gedämpften Beifall der Schüler einbringen. Und Mahlke? Der ist angesichts der erneuten Konfrontation mit seinem Sehnsuchsziel völlig verkrampt, will zuerst gar nicht in die Aula kommen – Pilenz „wittert für sich Oberwasser“, d.h. die Schwäche Mahlkes macht ihn, den Underdog, selbstbewusst, und er zieht den heftig Zitternden mit sich. Nach dem Vortrag hat die Klasse Sport, und der Kaleu hat, sentimental und leutselig, angefragt, ob er nicht mitturnen dürfe wie ehemals, und genießt das Bad in der respektvollen Menge. Der große Eklat kommt beim Ankleiden: Das Ritterkreuz ist verschwunden. Den Jungs ist sofort klar, wer dahintersteckt, vorgeschoben wird aber ein missliebiger Außenseiter, der selbstverständlich trotz einer brutalen Ohrfeigenserie nicht sagen kann, wo der Orden Geblieben ist. Der U-Boot-Held ist natürlich höchst verärgert und kauft sich eben ein neues Exemplar.

Mahlkes Ruf in der Schülerschaft erreicht seinen Höhepunkt. Man nennt ihn jetzt den „Großen Mahlke“. Geprägt wurde der Titel von Pilenz, dessen „Oberwasser“ wieder der bewundernden Verehrung gewichen ist. Und als die Jungen am Strand sehen, wie Mahlke alleine zum Wrack unterwegs ist, ist es Pilenz, der ihm als Einziger, so hat es die Clique beschlossen, nachschwimmen soll. Die folgende Szene auf dem Schiff hebt der Erzähler Pilenz außerordentlich hervor, indem er sie mit Reflexionen über seine Fixierung auf Mahlke, seine Schuld oder Unschuld an dessen Katastrophe und weiß Gott was noch alles umgibt. Was also geht auf Deck vor? Mahlke sitzt splinternackt da, d.h. ohne Kleider, nur mit dem ominösen „Bonbon“ am Bande um den Hals, er schwafelt davon, es sei ihm für seine tollen Abschüsse verliehen worden, und flippt dann völlig aus: er tobt umher, singt obszöne Strophen, ist erstmals richtig albern, erstmals glücklich, ganz ohne Erlösermiene, und lässt schließlich das Ordenskreuz vor seinen überdimensionierten Genitalien baumeln. (Das ist es dann, was 1961 die protestierenden Ritterkreuzträger am meisten auf die Palme gebracht hat.) Obwohl die Jungfrau diesmal nicht zur Sprache kommt, wird wieder deutlich, dass an Mahlkes Komplex sublimierte Sexualität einen großen Anteil hat.

In dieser Euphorie, der wahnhaften Vorwegnahme seines großen Ziels, legt nun

Mahlke den Grund für seinen Niedergang. Was soll er mit dem „Dingslamdei“, nachdem er sich hinreichend damit erfreut hat, machen? Er will es nicht ins Meer werfen, nicht in seiner Kabine verschwinden lassen oder wenigstens dem Kaleu persönlich zurückgeben – das alles stellt ihm Pilenz anheim, der sich in seiner Abhängigkeit zunächst an der überdrehten Orgie beteiligt hat, aber dann wieder nüchtern geworden ist. Nein, Mahlke überbringt das Corpus delicti dem Schulleiter Klohse persönlich in dessen Privatwohnung. Pilenz darf nicht mit, und so erfahren wir keine Details. Was wir erfahren, sind die Folgen: Mahlke wird aus dem Conratinum, seinem Conratinum, geworfen. (Ecco: die Peripetie!) In Zukunft geht er auf die farblose Horst-Wessel-Schule (völlige Schulverbannung gibt es in diesen Kriegszeiten nicht). Damit ändert sich auch die Perspektive: Der Berichterstatter ist nicht mehr ständiger Begleiter Mahlkes, der alles über ihn weiß, sondern muss sich seine Informationen zusammenklauben.

Die großen Ferien auf dem Wrack sind ohne Mahlke langweilig. Pilenz ist „froh, ihn los zu sein, ihm nicht hinterdrein zu müssen“, aber das ist nur die eine Seite; kaum besucht Mahlke nach den Ferien, die er in einem Wehrertüchtigungslager verbracht hat, wieder die Messe in der Marienkapelle, ist auch Pilenz wieder als Messdiener zur Stelle. Mahlke ist erstaunlich kommunikativ, er wartet am Sakristeiausgang auf den alten Kumpel und lädt ihn sogar zu sich nach Hause ein. Mahlke erscheint wie verwandelt: Er trägt den Hals frei, plaudert heiter über die alten „Halsgeschichten“, angefangen mit der Katze am Sportplatz, und über seine Komplexe, die er jetzt als Kindereien abtut. Beim Kaffee mit Mutter und Tante ist er das souveräne Familienoberhaupt, das die Frauen ruhig belehrt und sogar zurechtweist. Ist er tatsächlich erwachsen geworden, war alles nur eine Pubertätsepisode? Ist die Tragödie jetzt gegenstandslos oder erleben wir nur ein retardierendes Moment? Der aufmerksame Leser ist gewarnt: Er sieht, dass Mahlkes Marienkult noch entschieden zugenommen hat, und wundert sich, dass Mahlke beiläufig erwähnt, er habe sich freiwillig gemeldet (zu den U-Booten, einer Gattung, „die noch Chancen in sich hat“), obwohl er diese Option früher höhnisch von sich gewiesen hat und auch jetzt noch betont, wie wenig er vom Kriegsspielen und „dieser Überbetonung des Soldatischen“ halte. Bei diesem Besuch in Mahlkes Heim tritt auch ein Seitenthema ans Licht, das bisher schon mehrfach angetippt worden ist: Mahlkes Vater, den ein Bild im Korridor als Lokführer der polnischen Eisenbahn zeigt. Er ist bei einem Bahnunglück ums Leben gekommen, als er versuchte, „das Schlimmste zu verhindern“, und bekam posthum eine Medaille. Die Erinnerung an diesen Heldenvater, dessen Hemden, gewendeten Mantel und Schuhe Mahlke aufträgt, dürfen wir als weiteren Strang in Mahlkes Motivationsgeflecht betrachten.

Pilenz erfährt später, dass Mahlke das Notabitur gemacht hat (kein Problem für ihn) und zum Arbeitsdienst auf die Tucheler Heide kommandiert wurde. Einzelheiten davon bekommt Pilenz erst mit, als er selber ein Jahr später am selben Ort seinen Ar-

beitsdienst ableisten muss. An diesen Typ, der mit einem komischen Mittelscheitel ankam, der Segelohren, einen abnormalen Adamsapfel und einen gewaltigen „Riemen“ hatte, erinnert man sich hier noch bestens. Man weiß noch, dass er ein Waffenlager der Partisanen in einem Tümpel ausgehoben hat (unter Wasser kommt er ja gut zu-recht) und eine Affäre mit der Frau des Oberfeldmeisters hatte; die Dame war von seiner Potenz hingerissen, für ihn selbst ging es allerdings im Wesentlichen um Rache für die schikanöse Behandlung durch den Gatten. Dass er in puncto Weiblichkeit sehr wohl seiner alten Linie treu geblieben war, zeigt eine von ihm in die Latrinenwand gekerbte Inschrift, die Pilenz entdeckt: Wo all die anderen Jünglinge irgendwelche Sauereien hinterließen, schnitzte Mahlke „Stabat mater dolorosa ...“.

Und dann wird Mahlke Soldat, nicht in der U-Boot-Marine, sondern bei den Panzern. Pilenz erfährt das von der Tante, die er zufällig trifft. Sie gehört zu den wenigen Figuren der Novelle, die Mundart reden, und ist ein sehr simples Gemüt. (Sie freut sich, dass der Neffe es „bai Rejenwättä“ im Panzer besser hat als die Infanteristen.) Verwundert ist sie, dass auf jedem Feldpostbrief Joachims seltsame Kritzeleien zu finden sind, Gebilde aus flachgedrückten Kreisen, allesamt mit Blaustift durchgekreuzt. Pilenz bekommt einen dieser Briefe zu sehen, und er weiß sofort, was los ist. Der Schock, der ihn trifft, wird durch eine der stilistisch auffälligsten Stellen der Erzählung wiedergegeben:

Text 5: S.103 Ausschnitt

Und es zeigte mir Mahlkes Tante Mahlkes Feldpostbrief. „Nu läsen Se man.“ [...] Schlug mein Herz mit dem Stiefelabsatz und wollte die Tür eintreten. Sprachen sieben Brüder in mir, und keiner schrieb mit. Wehte zwar Schnee aber das Briefpapier blieb deutlicher, obgleich es graubraun keine Qualität besaß. Kann heute sagen, begriff sofort, starre aber nur, ohne hinsehen, begreifen zu wollen; denn ich hatte, schon bevor das Papier nahe meinen Augen knisterte, begriffen, daß Mahlke wieder am Zug war.

Die „kriggeligen Strichzeichnungen“ stehen für feindliche Panzer, die Mahlke erledigt hat. Er ist trotz aller scheinbaren Normalisierung bei seinem großen Ziel geblieben: Nicht mit abgeschossenen Jagdflugzeugen, nicht mit U-Booten strebt Mahlke nach dem ersehnten Halsschmuck, sondern mit vernichteten Panzern in großer Zahl. Und tatsächlich geht noch während Pilenz‘ Arbeitsdienstzeit die Meldung ein: Als bloßer Unteroffizier und in unglaublich kurzer Zeit hat „ein Sohn unserer Stadt“ die Auszeichnung der Auszeichnungen errungen.

Das Happy End für Joachim Mahlke? Nein, denn nicht das Ritterkreuz allein ist es, was die zuckende Gurgel endgültig beruhigen kann, sondern der Auftritt als Ritterkreuzträger in der Aula des Kultgymnasiums. Das weiß Pilenz genau, und als er endlich aus dem Arbeitsdienst entlassen wird, führt ihn sein erster Gang ins Conradinum. (Soll

man sagen, wie den Geier, der das Aas ahnt?) Tatsächlich, dort steht vor dem „Direktorzimmer“ der Große Mahlke, den „besonderen Artikel am Hals, das Dingslamdei, den Magneten, das Gegenteil einer Zwiebel, galvanisierten Vierklee, [...] den Bonbon, Apparat, das Ding Ding Ding, das Ichsprechesnicht aus.“ Neben ihm befindet sich in einem der Glaskästen für ausgestopfte Tiere, die wir alle noch kennen, ausgerechnet eine Katze, und der Erzähler Pilenz schafft es, in der Passage des gemeinsamen Wartens diese Katze mehr als ein halbes Dutzend Mal zur Sprache zu bringen: Der Entscheidungskampf zwischen Mahlkes Maus und der bösen Welt steht bevor. Mahlke hat seinen Aula-Vortrag längst ausgearbeitet und hat genaue Vorstellungen vom Ablauf der Feier. Als aber Schulleiter Klohse dann endlich aus dem Unterricht kommt, plaudert er demonstrativ zuerst mit Pilenz über die Schönheit der Tucheler Heide, dann wendet er sich kühl an Mahlke und verweist ihn sofort an seinen Kollegen von der Horst-Wessel-Oberschule, der sich freuen werde (Klohse selbst drückt keine eigene Freude aus), und ermuntert ihn zu einem kleinen Vortrag, den Mahlke dort doch wohl vor seinen ehemaligen Mitschülern halten werde. Was sich ganz verbindlich anhört, ist für Mahlke nichts anderes als die Katastrophe.

Wie reagiert Pilenz darauf? Der Erzähler erinnert sich: „Kleiner dreckiger Triumph; wieder einmal bekam ich Oberwasser.“ Der Underdog bekommt Oberwasser: Natürlich tut er alles, um Mahlke zu helfen; er spricht zunächst eine halbe Stunde lang mit dem Schulleiter. Aber das tut er „kleinlaut und verschlagen“, wägt das Für und Wider so ab, dass er sicher sein kann, Klohse nicht zur Änderung seiner Position zu bewegen. Er holt bei Hochwürden Gusewski die Zustimmung für eine Rede im kirchlichen Rahmen ein (ein Hinweis auf die Hilfe des Gebets in Gefahren wäre angenehm), auch die geheimnisvolle Störtebecker-Bande aus der Blechtrommel, bei der Tulla inzwischen gelandet ist, würde ihren Keller zur Verfügung stellen, sogar Honorar zahlen, und auch auf der Tucheler Heide wäre ein Vortrag sicher hochwillkommen. Aber Mahlke, das weiß Pilenz, lehnt alles ab, selbst eine Einladung bei der Gauleitung. Die Aula oder nichts! Schulleiter Klohse sichert sich noch ab, lässt die Lehrerkonferenz und den Oberschulrat seine Entscheidung bestätigen, er schreibt sogar einen heuchlerisch klingenden Brief an Mahlke (in diesen Zeiten könne er nicht so, wie sein väterliches Herz wolle), die Entscheidung bleibt bestehen.

Damit ist Mahlkes Scheitern endgültig, der Weg führt abwärts. Mahlke geht ihn ganz entschieden; Pilenz hat ihn während dessen Arbeitsdienstzeit einmal in einer dichten Allee in Oliva getroffen und sehr unzugänglich erlebt, und diese „tunnelartig zugewachsene“ Allee wird ihm jetzt zum Bild: Mahlke kennt keine Ausweichmöglichkeit nach links oder rechts mehr. Zunächst entblödet er sich nicht, Klohse bei Nacht vor seinem Haus aufzulauern und ihn wortlos zu ohrfeigen, was dieser mit conradinischer Haltung hinnimmt. Diese Flegelei weist zurück auf jene noch größere und folgenreichere Unbesonnenheit, die Entwendungen des Ritterkreuzes, die ihn ja auch vor Klohses Privathaus führte. Danach irrt er mit Pilenz, der ihm bei all dem folgt wie ein Hund,

durch die nächtliche Stadt, zeigt nun, nachdem sein großes Ziel verfehlt ist, keinerlei Lust mehr, an der Front seinen Kopf hinzuhalten, gesteht sogar zu, er habe Angst, er redet über die „letzten Dinge“, seinen Atheismus bei bleibender Hingabe an Maria, und ist offensichtlich völlig aus der Bahn geraten. Zum letzten Male kommt jetzt jene Einleitungsformel: „... und einmal“, die ja auch das ganze Buch eröffnet hat: Und einmal in dieser Nacht kam eine Straßenbahn, hinter deren trüb-blauen Scheiben die beiden das Profil von Tulla zu erkennen glauben – die tut gerade Kriegshilfsdienst als Schaffnerin. Pilenz ist sich zwar bald ziemlich sicher, dass sie es nicht gewesen sein kann, da sie eine andere Linie fährt, aber Mahlke steigt ihr nach und behauptet am nächsten Morgen, er habe eine „dolle“ Liebesnacht (oder -restnacht) mit ihr verbracht. Weshalb hier diese Formel, die sonst Wichtigem vorbehalten war? Mit Tulla, mit dem nur zu ahnenden Schattenriss von Tulla kommt wieder der trüb-blaue Hauch von Jenseitigkeit, Wassertiefe, Sexualität und Tod zur Geltung, der sie umgibt – nur ein atmosphärischer Wert, aber der wird jetzt am Ende der Novelle vollends bestimmt.

Für die Handlung als solche weit wichtiger ist der letzte Satz, den Mahlke Pilenz zu ruft: Sein letzter Zug zur Front ist vor Stunden abgefahren, er hat den Urlaub überschritten und gilt damit als fahnenflüchtig.

Am nächsten Tag ist Freitag, ein passender Wochentag für die folgende Passion. (Es lassen sich noch weitere Details als biblische Anspielungen verstehen, auch wenn manche Interpreten dabei des Guten zu viel tun.) Am Morgen treffen sich die beiden verabredungsgemäß bei der Messe (zur Buße für die Untreue gegenüber Maria mit Tulla); Hochwürden Gusewski sorgt sich, der schweißnasse, unrasierte Mahlke könne „Dummheiten machen wollen“. Wenn Mahlke schwach ist, reißt Pilenz die Zügel an sich. Es muss geklärt werden, wo sich der Deserteur verstecken soll. Das Ansinnen, er könne bei Pilenz im Keller Unterschlupf finden, lehnt dieser brusk ab und kommt dann mit einem Vorschlag heraus, neben dem keine der erwogenen Alternativen eine Chance hat: dem Kahn. In der Funkerkabine könnte man sich „verkrümeln, wenn's mal brenzlich wird“, hat Mahlke nach ihrer Entdeckung gesagt. Eigentlich will Pilenz nach langem Umherziehen bei Regen den völlig erledigten Mahlke, der unreife Stachelbeeren in sich hineinstopft, jetzt sich selbst überlassen, er bietet sich zum Schein an, Proviant aufzutreiben, will alleine losziehen und sich verdrücken, aber Mahlke sagt gerade nicht: „Komm aber wieder!“ – und da schlägt das alte Rollenschema noch einmal durch, Mahlke als der Überlegene, der um nichts bittet, Pilenz als der, der ihm freiwillig zu Diensten ist. So holt Pilenz unter einem Vorwand bei Mahkles Tante Fleischkonserven und einen Büchsenöffner (nicht den, den Mahlke als eines der ersten Beutestücke aus dem Kahn geholt hat – das wird ausdrücklich gesagt und damit an jenen erinnert). Nach der Rückkehr zu Mahlke aber lügt er ihm vor, er habe erfahren, dass schon zweimal Herren in Zivil nach Mahlke gefragt und sogar seine Mutter zur Frontleitstelle mitgenommen hätten. Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

Der Große Mahlke ist aber nicht mehr in der Lage hinauszuschwimmen: Im Darm ru-moren die Stachelbeeren, die Nacht war ohne Schlaf, und die innere Spannung, die ihn bisher zu so vielen Höchstleistungen befähigt hat, ist auf dem Nullpunkt. Als Pilenz ein Ruderboot vom Bootsverleih beibringt, kann er ihn nicht einmal beim Rudern ablösen. Als wahres Jammerbild sitzt er dem Rudernden, wenn man will, seinem Charon, gegenüber: „Jeder Muskel starr. Augen zum Auslößeln. [...] Beide Knie fliegen. Keine Katze auf See, aber die Maus flüchtig.“ Und periodisches Stöhnen. In unvollständigen Sätzen vollzieht Mahlke seinen geplanten Vortrag und das vergebliche Gespräch mit Klohse nach und dann offenbart er, wie er zu seinen phantastischen Abschusszahlen kam: Über dem Schlachtfeld erschien ihm die Jungfrau, ohne Kind, statt dessen mit dem Bild des Vaters neben seiner Lokomotive, das sie „nicht vor der Brust, sondern tiefer“ hielt. Und er musste nur „draufhalten draufhalten drauf“. Da haben wir seine Hilfsmotoren beieinander: den verehrten Vater, die Jungfrau, kaum kaschierte Sexualität. (In einem der obszönen Lieder, die Mahlke seinerzeit auf dem Kahn sang, war „mittschiffs anbohren“ [mit dem Torpedo] eine Metapher für den sexuellen Akt.) Es fehlt nur das Gymnasium, aber auch das wird präsent, als er sich auf dem Kahn auszieht und in den roten Turnhosen der conradinischen Tradition da-steht.

Jetzt hat er seine innere Stärke wieder gewonnen. Sein Plan ist, bei Dunkelheit ein in einiger Entfernung sichtbares, vermutlich schwedisches, also neutrales Schiff anzurudern; Pilenz soll gegen neun mit dem Boot da sein. „Das werde ich wohl verlangen können – oder?“ Diese letzte Bemerkung erkennt der aufmerksame Leser, der sich an das unterdrückte „Komm aber wieder!“ erinnert, als kapitalen Fehler.

Pilenz ist durch die Ambivalenz seines Verhältnisses zu Mahlke hin- und hergerissen. Das zeigt sich jetzt im Zusammenhang mit dem Büchsenöffner, der in der Passage mehr als ein Dutzend Mal genannt wird. Mehrfach ermahnt Pilenz Mahlke, den Büchsenöffner mitzunehmen, ohne den er sich ja nicht aus den Konserven verpflegen kann. Aber als der ohne das Utensil abgetaucht ist, erfahren wir, dass Pilenz seinen Fuß daraufgestellt und es so Mahlkes Blick entzogen hat. Dafür hämmert er jetzt mit dem Gerät laut aufs Brückendeck und brüllt sich heiser: „Büch – sen – öff – ner!“ Von Mahlke aber bekommt er keine Reaktion. Beim Zurückrudern dann wirft er das Ding ins Wasser.

Eine der letzten Gesten Mahlkes war ein Gruß hoch zu den Möwen. Die spielen bei allen Szenen auf dem Kahn eine rahmende Rolle (einen „griechischen Chor“ nennt sie der Erzähler einmal), bestimmen die Atmosphäre: einerseits sind es dumme, nur aufs Fressen orientierte Tiere, zugleich aber hallt aus ihrem Geschrei etwas Jenseitiges, das „glasschneidende Schrillen“ scheint „aus den Seelen verstorbener Tenöre“ zu kommen, belegt den „Glauben an Seelenwanderung“. Überhaupt wird das Wrack regelmäßig mit dem Tod in Verbindung gebracht, durch Tullas Gier, einen toten Matrosen zu sehen, durch den halbtoten Tertianer, durch den totglaubten Mahlke. Nach

dem Untertauchen Mahlkes drehen die Möwen ab. „Seit jenem Freitag“, stellt der Erzähler fest, „weiß ich, was Stille ist.“

In der Folge ist Pilenz weiter hin- und hergerissen, erwägt, tatsächlich am Abend zum Wrack zu rudern, holt sogar bei Mahlkes das Bild mit Vater und Lok, wie Mahlke junior es gewünscht hatte, aber dann findet er zu Hause seinen eigenen Einberufungsbefehl vor, fährt nicht, wie von Mahlke erwartet, am selben Abend zum Strand, sondern erst am nächsten Vormittag und rudert gar nicht zum Minensuchboot hinaus, sondern blickt nur mit dem Feldstecher hinüber: die Stiefel Mahlkes stehen unverändert an Deck; im Übrigen ist nirgends ein neutrales Schiff in Sicht. Dann packt Pilenz die Koffer für den Kriegseinsatz; das Bild von Mahlkes Vater nimmt er mit sich.

Mit diesem Verrat ist die Handlung der Kriegsjahre zu Ende. Was kann mit Mahlke geschehen sein? Die erste Möglichkeit ist, dass er bereits beim Versuch, die Funkerkabine zu erreichen, ertrunken ist – er war geschwächt, und dorthin zu gelangen war schwierig, niemand außer Mahlke hat es je geschafft. Dafür spricht, dass Pilenz trotz seines Klopfens und Rufens nicht das Geringste von ihm hört – eine gute akustische Verbindung zwischen Kabine und Deck bestand ja. Dann ist denkbar, dass Mahlke es wegen Pilenz' Ausbleiben unternommen hat, schwimmend ein geeignetes Schiff zu suchen, und dabei ums Leben gekommen ist. Schließlich bleibt die wenig wahrscheinliche Möglichkeit, dass der Mann mit der Erlöserfrisur am dritten Tage auferstanden ist, d.h. dass er sich doch über ein neutrales Schiff ins Ausland retten konnte, oder gar, ans Land zurückgeschwommen, dort irgendwie die Zeit bis Kriegsende überstanden hat.

An diese geringe Überlebensmöglichkeit klammert sich Pilenz, der Erzähler, noch fünfzehn Jahre später. Der bloße Anblick von Tauchvögeln quält ihn; die Niederschrift, die er uns präsentiert hat, konnte sein Gewissen, naheliegenderweise, nicht beruhigen. Er recherchiert immer noch nach dem Verbleib Mahlkes – bei Tauchern, bei Clowns (Mahlke hatte einmal als Berufsziel Clown angegeben). Und der Suche nach dem vielleicht doch noch Lebenden gilt auch der letzte Abschnitt der Novelle, der auf einer tatsächlich am 24./25. 10. 1959 stattgehabten Veranstaltung spielt und in dem dann auch zum ersten und einzigen Male das Objekt genannt wird, das die Optik Mahlkes retten und sein Ansehen dokumentieren sollte, dessen Name Pilenz so oft als Artikel, Bonbon, Dingslamdei usw. umschrieben hat:

Text 6: S.139

Muß ich noch sagen, daß ich im Oktober neunundfünfzig nach Regensburg, zum Treffen jener Übriggebliebenen fuhr, die es wie Du zum Ritterkreuz gebracht hatten? Man ließ mich nicht in den Saal. Drinnen spielte eine Kapelle der Bundeswehr oder machte Pause. Durch einen Leutnant, der das Absperrkommando befehligte, ließ ich dich während solch einer Pause vom Musikpo-

dium ausrufen: „Unteroffizier Mahlke wird am Eingang verlangt!“ – Aber Du wolltest nicht auftauchen.

Damit ist die dramatische, ja, tragisch zu nennende Erzählung um Mahlke beendet, der so bizarr auf die Kompensation seines Makels fixiert ist und sich in seiner Übermotiviertheit selbst um das Erreichen seines Ziels bringt, und zugleich die Geschichte von Pilenz, der zwischen faszinierter Abhängigkeit und dem Antrieb, sich für diese Abhängigkeit zu rächen, keinen gangbaren Weg findet, eine Erzählung im außerordentlich authentisch wirkenden Milieu der kleinbürgerlichen Jugend im Danzig der Weltkriegsjahre, ohne surreale Elemente, aber mit der Aura einer hereinwirkenden Tiefenschicht, durchwirkt von einem Netz verflochter Motive, erzählt in einer originell-innovativen Sprache.

Will die Novelle noch mehr sein?

Wenn ein notorischer, kämpferischer Linker wie Grass eine Geschichte aus der Weltkriegszeit erzählt, dann ist für viele Leser klar, dass es um eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gehen muss. (So, wie es ausgemacht erscheint, dass eine Gegenwartserzählung aus dem Osten Deutschlands eine Abrechnung mit der DDR darstellen muss.) Ich bin der Meinung, dass diese Auffassung dem Text nicht gerecht wird. Natürlich gibt es Dinge, die Autor und Leser kritisch werten, zuallererst die Rolle, die das Gymnasium, der Hort bürgerlicher Bildung, spielt bzw. gerade nicht spielt. In den Feierstunden zu Ehren der Ritterkreuzträger wird deutlich, dass die Schüler zur selbstverständlichen Bejahung des Kriegs, zu vaterländischem Empfinden und Kampfbereitschaft erzogen werden sollen und keinerlei reflektierende Distanz zu den Ereignissen vermittelt wird. Nicht zufällig ist die Aula der einzige Ort, wo Hitler (ohne Namensnennung) ins Spiel kommt: Beim ersten Vortrag lässt Klohse in seine Suada ein Führerzitat einfließen („Wandererkommstdu – Dochdiesmalwirddieheimat – Undwollenwirnie – flinkzäh hart“), beim zweiten wird formuliert, dass „der Blick des Führerbildes“ (nur hier das Wort Führer) „sich mit dem Blick des ölgemalten Freiherrn von Conradi traf“, also die Tradition des Conratinums in die gegenwärtige politische Linie einschwingt. Aber dieses Einschwingen in die Kriegsbereitschaft hat nichts spezifisch Nationalsozialistisches, sondern beruft sich auf die Romantiker und die Autoren des Ersten Weltkriegs, aus dem sich Klohses nationale Haltung offenbar speist. Überhaupt gibt es im ganzen Buch keine bösen Nazis, eigentlich gar keine Nazis, keine Parteigenossen (Klohse ist zwar Amtsleiter, unterrichtet aber in der Regel nicht in „Parteikluft“), kein Hakenkreuz, keine SS. Das KZ Stutthof wird nur am Rande erwähnt und ausdrücklich aus der Novelle verwiesen; man spricht nicht von Volksgemeinschaft, Volk ohne Raum, Führertreue, Bolschewiken, Juden, Herren- bzw. Untermen-schen. Dass Orden für hohe Abschusszahlen verliehen werden, ist kein spezifisch na-zistisches Leistungsdenken, sondern gab es auch zu Udets und Richthofens Zeiten.

Mahlke hat dezidiert nichts übrig für die NS-Organisationen, lässt sich aus dem Jungvolk werfen (was ihm bei den anderen „lauter Bewunderung“ einbringt), Volk und Nation bedeuten ihm nichts, vom Militärischen distanziert er sich ausdrücklich, und am Ende desertiert er ja ohne Skrupel. Und Pilenz begeistert sich wie die anderen Jungs für die Technik und Kampfkraft der Kriegsschiffe und schaut im Übrigen, wie er zurecht kommt, wann er sich melden soll und bei welcher Waffengattung (wobei er wie sonst vor allem seine Unentschlossenheit und Schwäche offenbart), von einer inneren Einstellung für oder gegen Regime und Krieg ist nichts zu bemerken. (Selbst dass sein Bruder fällt, lässt ihn ziemlich kalt.) Der Krieg ist einfach etwas Selbstverständliches, mit dem man zurechtkommen muss. Die Perspektive ist die von vorpolitischen Jugendlichen, die unter unpolitischen Kleinbürgern und nationalkonservativen Bildungsbürgern leben. Vielleicht also die des jungen Grass.

(Der Vollständigkeit halber sei eine Ausnahme erwähnt: Einmal wird von einem gegen Ende des Krieges in Deutschland „vorherrschenden Leichengeruch“ gesprochen, der durch Zwiebelgeruch verdrängt worden sei. Hier springt der Pilenz der Nachkriegsära oder vielleicht eher der Autor selbst aus der sonst gewahrten politischen Abstinenz heraus. Und auch, dass beim Ritterkreuzträgertreffen eine Bundeswehrkapelle spielt, ist natürlich eine Spurze, allerdings nicht gegen die Nazis, sondern gegen die neue deutsche Wehrmacht zur Zeit der Auffassung, die sich in bruchloser Kontinuität zu den Helden des Weltkriegs sieht.)

Genau dieses unreflektierte Hinnehmen, das allgemein zu konstatieren ist (ein paar Witzchen über Göring durchbrechen es nicht ernsthaft) kann natürlich kritisch wahrgenommen werden, aber es ist nicht das Thema des Werks. Das zeigt gut der Vergleich mit den in diesem Kreis behandelten Romanen „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“ von Remarque und „Jeder stirbt für sich allein“ von Fallada. In „Katz und Maus“ gibt es keine Entscheidungssituationen für oder gegen Regime und Krieg, keine organisierte Brutalität oder ideologisch begründete Inhumanität, die dann Zweifel und Widerwillen erwecken, erst recht keine Diskussionen über Recht und Pflicht zum Widerstand.

In den beiden Romanen der „Danziger Trilogie“ ist der Sachverhalt durchaus anders, da spielt der Nationalsozialismus und der Widerstand gegen ihn sehr wohl eine Rolle. In der Novelle, die zwischen ihnen entstanden ist und die „natürlich ganz anderen Gesetzen“ gehorcht und einen „in sich geschlossenen strengen Bau“ aufweist (so Grass), hat offenbar die novellistische Reduktion auch die explizit politische Dimension beschnitten. Auf diese Weise ist tatsächlich ein Werk von ungewöhnlicher Geschlossenheit entstanden. Grass konnte auch das.

Natürlich kann man überlegen, ob neben dieser gattungstechnischen Erklärung andere Gründe bei der auffälligen NS-Abstinenz eine Rolle spielen. Es gibt die Auffassung, Grass sei als Jugendlicher vom Nationalsozialismus viel stärker eingenommen gewesen, als das in seinen eigenen Äußerungen zutage tritt, und habe gerade deswegen in

dieser Novelle, wo er sich zwar nicht persönlich porträtiert, aber doch seine Lebenswelt, seine Altersgenossen sehr eingehend darstellt, diese Bindung an die herrschende Ideologie (und auch diese selbst) beiseite gelassen – sei es zum Schutz vor „Entlarvung“ (wie behauptet wird), sei es um der Wahrung des eigenen Seelenfriedens willen. Das lasse ich dahingestellt. Plausibel hingegen erscheint mir, dass der Pilenz der Nachkriegszeit in seinem lähmenden Verhaftetsein an die Kriegszeit und seinem Bemühen, seine Schuld zu analysieren und mit ihr irgendwie fertig zu werden, etwas von der schwierigen Bewusstseinslage vieler vorführt, die in den Nationalsozialismus verstrickt waren, möglicherweise auch etwas von Grass' eigener Befindlichkeit.

Grass 1960

